**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

**Band:** 35 (1931-1932)

**Heft:** 11

**Artikel:** "Aus der Jugendzeit klingt ein Lied mir immerdar..."

Autor: G.B.

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-666946

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 18.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

### Auf einer Wanderung.

In ein freundliches Städtchen tret' ich ein, In den Straßen liegt roter Abendschein. Mus einem offnen Fenster eben, Uber den reichsten Blumenflor Sinweg, hört man Goldglockentone schweben, Und eine Stimme scheint ein Nachtigallenchor, Daß die Blüten beben, Dak die Lüfte leben. Daß in höherem Rot die Rosen leuchten vor. Lang hielt ich staunend, lustbeklommen. Wie ich hinaus vors Tor gekommen, Ich weiß es wahrlich selber nicht. Ach hier, wie liegt die Welt so licht! Der Simmel wogt in purpurnem Gewühle. Rückwärts die Stadt in goldnem Rauch; Wie rauscht der Erlenbach, wie rauscht im Grund die Mühle! Ich bin wie frunken, irrgeführt -O Muse, du hast mein Kerz berührt Mit einem Liebeshauch! Eduard Mörife.

# "Aus der Jugendzeit klingt ein Lied mir immerdar . . . "

Meine Eltern waren blutarme Kleinbauers= leute in einer der entlegensten Gegenden des Kantons Zürich, wo selbst der Boden konser= vativ ist und alles treu hütet und erhält, was andernorts längst der Vergessenheit anheimfiel. Die Eltern hielten zwei Kühlein und bearbei= teten ein Gewerblein, deffen Ucker und Wiesen zerstreut an zum Teil weit entfernten Talhängen lagen. Obschon Later und Mutter sich treulich mühten und im Schweiße ihres Angesichtes die steinigen Üder und die im Waldschatten liegen= den Wiesen bebauten, mußten sie doch schon in jungen Jahren einsehen, daß sie es trotz treue= ster Pflichterfüllung "nie zu etwas bringen" könnten. "Wir sind dazu bestimmt, untendurch zu gehen," sagte die Mutter oft. Wir hatten manchmal wochenlang keinen Rappen bares Geld im Hause, ab und zu auch kein Brot, aber ich kann mich nicht erinnern, daß wir deswegen unglücklich gewesen, daß darob der Friede des Hauses gestört worden wäre oder die Eltern etwa mit "Leichenbittermienen" herumgegangen wären. Man schickte sich eben ins Unvermeid= liche. Unter keinen Umständen hätte man die Not jemandem geklagt, oder wäre gar jeman= den um eine Unterstützung angegangen. Eltern und Kinder waren eben außerordentlich an= spruchslos. Die Kleider wurden "sauber und

ganz", aber jahrelang getragen. Ich erhielt während der fünfzehn Jahre, die ich im Eltern= hause zubrachte, insgesamt drei Anzüge: den ersten aus "Eberhaut", den zweiten aus "Man= chester" und den dritten aus Halblein. Daneben mußte ich die Kleider eines älteren Bruders austragen, die jeweilen stark "abgeschossen" wa= ren, wenn er sie endlich an mich abtrat. Sehr sparsam wurde auch mit dem Schuhwerk um= gegangen. Vom Frühjahr bis in den Spätherbst hinein liefen wir barfuß und froren, besonders an fühlen Herbsttagen, oft empfindlich an die Küße, wenn wir an nebligen Morgen beim Kartoffelaushacken helfen oder abends auf den verschatteten Wiesen am Walde die Rühe hüten mußten. An Martini durften wir Buben ab und zu in einem benachbarten Landstädtchen den Jahrmarkt besuchen. Die Eltern gaben uns regelmäßig zwanzig Rappen Taschengeld mit, also einen äußerst bescheidenen Betrag, aber es beseelte uns dennoch ein Glücksgefühl sonder= gleichen. Der Vater rauchte mittags und abends, wenn er vom Felde heimgekehrt war und die Stallgeschäfte besorgt hatte, gerne eine Pfeife Tabak, begnügte sich jedoch Zeit seines Lebens mit "Ripplitubak", von dem das halbe Pfund damals zwanzig Rappen kostete.

Wir Buben gingen den Eltern an die Hand,

wo wir nur konnten. Wir suchten im Früh= ling "Maieriesli", im Sommer Erdbeeren und Heidelbeeren in den weiten Wäldern der Hei= mat und Ende August Brombeeren an den Feldhägen und am Waldrand — Sachen, die wir meist einer Händlerin verkauften, ge= legentlich aber auch auf vierstündigem Wege nach Zürich trugen, um sie daselbst etwas vor= teilhafter an den Mann zu bringen. Zur Ernte= zeit lasen wir Ühren auf auf den abgeernteten Ückern begüteter Bauern — auf denjenigen der Kleinbauern gab es nichts zu suchen. Über den Winter holten wir im tiefverschneiten Walde dürres Holz, das infolge heftigen Sturmes oder Schneefalls von den Föhren und Tannen her= untergefallen war. Ab und zu dienten wir auch vermöglichen Bauern mit allerlei Hantierung. Wir mußten ihnen zum Beispiel beim "Z'Acker= fahren" das Pfluggespann treiben, im Herbst auf "brüchigen" Bäumen, wo der Eigentümer sich nicht auf die Aste hinauswagte, die Apfel und Birnen herunterholen und nach dem "Mostet" und "Wümmet" in den Kellern in die größeren Fäffer hineinschlüpfen, um diese in= wendig mit groben Reisbürsten zu reinigen. Weil die Bauern diese Arbeit nicht selbst besor= gen konnten, gönnten sie uns dabei entgegen ihrer sonstigen Gepflogenheit ab und zu ein freundliches Wort und belohnten uns dann und wann mit einem Zwanzigrappenstück, statt mit den üblichen gedörrten Birnen, Apfelschnitzen oder rohen Früchten.

Bei der Bestellung der Getreideäcker ging mein Vater immer mit großer Liebe und Sorg= falt zu Werke. Er düngte und pflügte fie äußerst sorgfältig, säte guten Samen in die Furchen und schaufelte zuguterlett jedes Krümchen Erde, das beim Pflügen auf die Straße hinaus gera= ten war, wieder in den Acker zurück. Er handelte also gemäß des Sprichworts: "Wer den Acker pflegt, den pflegt der Acker wieder." Bevor wir abends nach Sause zurückkehrten, sprach er, in= dem er sein Auge nochmals über den bestellten Acker hinschweisen ließ, mit einer gewissen Feierlichkeit und Andacht die Worte: "Jetzt walt' Gott!" Er war sich dessen bewußt, daß nach seiner Sände Arbeit zum Gedeihen der Saat Gottes Sonne und Gottes Regen nötig waren. Die Sonntage waren für meine streng ins Joch der Pflicht gespannten Eltern die Sterne ihres Lebens, die Tage, an denen sie, wie Gotthelf sagt, über Vergangenes und Zu= fünftiges nachdachten und Gott dankten, daß er ihnen schon so manches Mal aus der Not geholfen. Es bereitete dem Vater eine stille Freude, am Sonntagmorgen mit seinen Buben an den Roggen= und Weizenäckern hinzuschrei= ten. Die Sonne schien dann hell auf die in zartem Grün wogenden Felder, und von der alten Dorffirche am stillen Bergeshang klangen die Glocken sonntäglich=feierlich herüber. Der Vater fand keine Worte für die Poesie der feier= tagsftillen Felder, deren ungezählte mannshohe Halme im Winde leise wellten und herrlich auf= leuchteten, aber er spürte deren geheimnisvol= les Walten. Eine stille Freude erfüllte den in sich gekehrten Mann, wenn unter der Einwir= kung fruchtbaren, göttlichen Wetters alles gut im Felde stand. Wenn die Getreide= und die Kartoffelernte günstig ausfielen, so war sein Herz voll stillen Dankens, und was will der Mensch mehr? Dann nahm er seine Bürde getrosten Mutes wieder auf den Rücken und trug sie durch den harten Werktag, bis abermals ein Keiertag kam.

Als der Vater frühe starb, war die Obsorge für Kind, Stall und Feld ganz der Mutter überbunden. Sie mußte nun ihre Kräfte verdoppeln, und sie tat es ohne Klage. Während der strengsten Arbeiten im Seuet und in der Ernte stand ihr ein naher Berwandter, so oft es dessen eigene schwere Arbeit zuließ, treu zur Seite, und später konnten ihr die eigenen Bu= ben hilfreich an die Hand gehen. Sie machte mit uns Kindern nicht viele Worte; die harte Ar= beit und die stete Sorge hatten sie etwas wort= farg und in sich gekehrt gemacht. Sie war aber nicht, wie man zu sagen pflegt, zerfallen mit Welt und Zeit und durchaus kein Grieggram. Ja, zuzeiten konnte sie recht fröhlich mit uns sein. In der Erziehung machte sie nicht viel Wesens. Sie verlangte von uns Fleiß, absolute Wahrhaftigkeit und strenge Rechtlichkeit — wor= an wir Buben es immer wieder fehlen ließen -, und ließ uns daneben in unserem find= lichen Gehaben so viel Freiheit, als unter un= seren Umständen möglich war. Als ich später Gottfried Kellers "Regula Amrain" kennen lernte, mußte ich bei mancher Stelle an meine Mutter denken.

Wenn sie über den Winter mit Spinnen beschäftigt war, sang sie uns mit ihrer reinen nud hellen Sopranstimme die schweizerischen Volkselieder, vor allem die zürcherischen, aber auch solche aus den Kantonen Aargan, Bern usw. Als Otto von Greherz vor Jahren die gesams

melten, schweizerischen Volkslieder im "Röseli= garten" herausgab, mit den prächtigen — an Heimat, Jugend und Liebe erinnernden — Bildern von Rudolf Münger, wurde ich wieder an all jene Lieder erinnert, die uns die Mutter vor bald fünfzig Jahren gesungen. Ich hörte ihr beim Singen immer angespannt zu, ob= schon ich damals noch nicht wußte, daß im Volksliede das geheime Weben und Walten der Volksfeele einen ergreifenden Ausdruck gefun= den— daß das Volkslied singt von dem, was unsere Väter geliebt und gelitten, daß das Sehnen ganzer Geschlechter in ihm einen seltsam zu Herzen gehenden Widerhall gefunden. Mit Vorliebe sang die Mutter: "O du liebs Angeli, Rosmaristängeli", "Wie die Blümlein draußen zittern", "Was frag ich viel nach Geld und Gut, wenn ich zufrieden bin", "Steig hinauf auf hohe Felsen, seh' hinab ins tiefe Tal", "Schön ist die Jugend von zwanzig Jahren", "Härz, wohi zieht es di?", "Dur d'Bächlimatt gah=n=i durab, brich luter Bidänke (Schlüffelblumen) mir ab", und

"'s isch mer mängisch so bang ums Härz, 's druckt mi und macht mer Schmärz. Weiß nüd, wohi. Dänke truurig im Chämmerli, Wenn i alleini bi: Wärisch doch tod! Es lacht mir Arme doch nie en Stern, 's Glück blibt mer eister fern; 's mag mi halt nüd."

Am Sonntagnachmittag ging die Mutter während der besseren Jahreszeit regelmäßig in den Garten, wo sie mit viel Geschick und Liebe die herkömmlichen Bauernblumen zog: den Ma= joran, den Lavendel, die "brennende Liebe", die Violen (Maienägeli, Goldlack), eine Art sehr wohlriechenden, blütenlosen Geraniums, den "Ihpereß" und andere. Sie betrachtete die Blu= men, ordnete dieses und jenes in den Beeten und setzte sich dann mit der Bibel, die ihre fast einzige Leftüre bildete, auf die Holzbank un= term Holderbaum. Das Wort Gottes bildete für sie Stütze und Stab, Trost und Halt in allen Fährden und Nöten des Lebens. Und es war ihr deshalb ein herzliches Anliegen, daß auch ihre Kinder allezeit beim Wort Gottes bleiben möchten. Sie lebte bis vor zwei Jahren in unserem Heimathaus und wartete als achtzig= jährige Frau im einsamen Stübchen seit zehn Jahren auf den Tod. Als dieser eines Tages bei ihr anklopfte, tat sie ihre treuen Augen zu

im festen Vertrauen auf ihren Erlöser. Bei ihrem Begräbnisse las der Geistliche unter ans derem den neunzigsten Psalm mit den tiefsinnigen, wahren Worten: "Unser Leben währet siebenzig Jahre, und wenn es hoch kommt, so sind es achtzig Jahre, und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen, denn es fähret schnell dahin, als slögen wir davon."

Die Erinnerung an brave Eltern, die Anspruchslosigkeit und die Zufriedenheit in den bescheidensten Verhältnissen und die Liebe zu Natur und Heimat bilden Lichter, die mir in der Jugendzeit aufgegangen sind und meinen ganzen bisherigen Lebensweg erwärmt und ershellt haben.

Über die Erinnerung an die Eltern habe ich nichts weiteres beizufügen. Dagegen seien mir noch einige Worte gestattet zu den beiden andern Bunkten. Im Elternhause lernte ich von frühe= ster Jugend an die größte Sparsamkeit kennen und die Zufriedenheit, trotz mannigfaltigster Entbehrungen, trots Kummer und Sorgen aller Art. Die Anspruchslosigkeit ist mir damals so sehr in Fleisch und Blut übergegangen, daß ich im Laufe von fünfzig Jahren kaum einmal irgendwelche Ansprüche gestellt hätte an Nahrung oder Kleidung. Ich habe auch nie begehrt "in Gesellschaft" oder an Anlässe zu gehen. Ja, es gibt für mich kaum etwas Peinlicheres, als die Teilnahme an einer Beranstaltung, wo viele Menschen zusammenkommen. Ich gerate dabei nicht "in Stimmung", wie so mancher andere, sondern fühle mich von Gott und aller Welt verlassen und habe das niederdrückende Gefühl, meinen Willen, meine Selbständigkeit und Freiheit, kurz, mein eigenes Ich preisgeben zu müs= sen. Mit diesen Worten möchte ich durchaus feinen Stein werfen nach anders gearteten Men= schen. Aber ich bin überzeugt davon, daß die die ganze Welt beschäftigende und in Atem hal= tende soziale Frage leichter gelöst werden könnte, wenn hinsichtlich der Anspruchslosigkeit die Menschen vom Schlage meiner Eltern die Mehr= heit bildeten. Ich bin mir wohl bewußt, daß das soziale Problem das schwerste ist, das die Menschen beschäftigt, ein Problem, das vermut= lich auch von den kommenden Geschlechtern nicht gelöst werden kann. In meinem Elternhause war Zufriedenheit trotz großer Armut. Heute herrscht in weiten Kreisen unserer Bevölkerung Unzufriedenheit, obschon man an den wenig= sten Orten so arm ist, wie es meine Estern wa=

ren. Ich schließe daraus, daß das soziale übel nicht allein in den Zuständen der Welt, sondern vor allem auch in den Zuständen der Seele seinen Sitz hat, und daß die soziale Frage am ehesten gelöst werden könnte durch eine Anderung der inneren Ginstellung bei Arbeitgebern und Arbeitnehmern. Aber hievon scheinen wir heute leider entfernter zu sein als je.

Neben der Anspruchslosigkeit bildete die Liebe zu Natur und Seimat ein Licht, das meinen Lebensweg unaufhörlich erhellt hat. Sie bot mir tiefe und reine Freuden und befeligte mich, wie wenig anderes. Ich bin überzeugt, daß keiner von denen, die Freude und Liebe zu Natur und Seimat haben, je ganz arm werden kann.

Wie es Menschen gibt, von denen man nie wieder lassen kann, wenn man sie einmal liebsgewonnen hat, so geht es einem mit gewissen Landschaften. Es sind Gegenden, die eine gewisse Gemütsstimmung ausdrücken. Zu diesen gehört unter anderem die etwas schwermütige Hügellandschaft meiner Heimat mit ihren Waldseinsamkeiten, schmalen Wiesentälern und gols

denen Ackerbreiten. Klar und hell eilen aus dem dunklen Grunde der Wälder und dem helleren der Wiesen die plätschernden Bäche herunter, immer mit sich sprechend wie Kinder, die beim Krämer etwas holen müssen und den Auftrag unterwegs immer wieder vor sich hersagen.

Ich verlebte den größten Teil meines Jugend= lebens in Feld und Wald und wurde deshalb frühe vertraut mit der Natur. Ich schlenderte im Frühling dem murmelnden Bach entlang, fand in feuchten Gründen die erste goldene Schlüffelblume, auf besonnten lichten Waldplät= zen den hyazinthenartig duftenden Zilander (Seidelbast); ich hörte im Ufergebüsch den Baunkönig, am Waldrand die Droffel und drinnen im Tann die seltsam lockende Turteltaube. Ich freute mich am sehnsuchtsvollen Schimmer, der über der erwachenden Frühlingslandschaft lag, an der "geheimnisvollen Verschleierung und Erwartung", an der ersten weißen Wolfe, am Frühlingswind, der in die neuerwachten Birken und Hafeln fuhr. Das alles zog nur wie ein unbestimmtes Uhnen durch mein Herz,



Mütihof bei Höngg (Zürich).

Bhot. B. Tichannen, Zürich 6.

denn der tiefere Sinn für die Poesie der er= wachenden Frühlingsseele war mir damals noch nicht erschlossen. Ich fühlte im Sommer beim Beerensuchen etwas vom geheimnisvollen Weben des Sommerwaldes, empfand die brütende Schwüle über den Ackerbreiten, wo ein leiser Windhauch in Wellen über den gelbwer= denden Weizen hinstrich, aus dem in satten Farbentönen der rote Mohn, die blauen Zhanen und die violetten Kornraden hervorgrüßten. Ich vernahm am reifenden Kornfelde das Grillengezirp, das Insektengeschwirr und den Wach= telschlag. Ich achtete im Gewittersturm auf das Spiel der bewegten Eichenblätter und lauschte ihrem geheimnisvollen Rauschen. Wenn ich an Septembertagen an den Feldhägen und Wald= rändern Brombeeren suchte, beglänzte die milde Frühherbstsonne nebst den Brombeeren auch die Beeren der Pfaffenhütchen, des wilden Schneeballs und des schwarzäugigen Ligusters und die Septemberseide, die von einem Busch zum andern gespannt war. Zur Zeit, da wir die Kartoffeln ernteten, lag des Morgens dich= ter Nebel über den Feldern. Über und über voll waren die Furchen, Stoppeln und Stauden von Fäden und Netzen. Um die Mittagszeit brach die Sonne durch, tauchte die Welt noch einmal in Glanz und Duft und erwärmte unsfere halb erftarrten Hände und Füße. Kamen wir im November in den Wald, um dürres Holz zu sammeln, so hörten wir das Regenlied in den entlaubten Buchen. Und wie freute unserst der Winterwald, wenn die Sonne in tausend und abertausend Schneekristallen glitzerte und die weißvermummten Tännchen voller Weihnachtsahnung dastanden.

Was man mir auch an Schönem bieten wollte, nie würde ich die weltfernen Berge und Täler, nie die Kornfelder, nie die Tannen, die über meiner Wiege gerauscht haben, nie das stille Vaterhaus vergessen. Je älter ich werde, um so öfter gehen mir die Worte Adalbert von Chamissos durch den Sinn: "Ich träum" als Kind mich zurücke," ganz besonders aber die jenigen des meines Erachtens tiessinnigsten, unvergeßlichen deutschen Gedichtes:

"Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit flingt ein Lied mir immerdar, O wie liegt so weit, o wie liegt so weit, was mein einst war!"... (G. B.

## Nachtbuobeliedli.

Singt d' Musig use Gygebank, Ist wyf und breit keis Maitli chrank Und Gält i alle Secke. Chum Seppeli, mer nend ä hüt! Und simmer nu kei Hochsiglüt, Mer wend is nüd verstecke.

Und wo dr Guli 's erstmol chräht, Wie 's Seppeli a räuke sät, — Keis Röiseli ist röiter. Dr Guli ist zuom andre cho. Gschwind, Seppeli, wend heizuogoh! — Gottsname dä, du Nöiter! Dr Guli chräht zuom driftemol. O Seppeli, wie mag di wohl! Mer wend ächly verchuole. Nei, bhüötis, wän is neimer gseht! My Muotfer ist nu nüd is Bett; Tuot gwüß nu Sydis spuole.

Alh, Seppeli, was kyt üs das. Chum, gruod ächly is Väsegras Und red nüd aslig Sache! Ach neiau, laß mi hei is Dorff! My Muotter hät kei herte Schloff. Tuot gwüß scho 's Kaffee mache.

Dr Küöl\* hät zuom Füchsli gfait: Wer zwängt und grochset au dur d'Weid? 's goht über die ganz Arde. Se, sait duo 's Füchsli, weiß's half nüd; 's lauft gwüß ä armi Seel dur's Gstüüd, Wett gäre sältg wärde.

<sup>\*</sup> Nachteule.